



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bartels, Adolf: Nationale Dichtung : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sich die römische Welt nicht vollkommener politischer und sozialer Gesundheit erfreut haben kann, beweist ja der Untergang des Reiches zweihundert Jahre nach seiner höchsten Blüte, und neben der Auflösung alles kräftigen Volkstums, womit die natürliche Grundlage der Staatenbildung schwand, wird der starke Prozentsatz von Sklaven gerade im herrschenden Volke eine Hauptursache der Schwäche gewesen sein. Aber wer will den jetzigen europäischen Völkern mehr als zweihundert Jahre selbständigen Daseins verbürgen? Zwar zeigen sie einerseits noch viel Lebenskraft, andererseits aber leiden sie ersichtlich an gefährlichen innern Krankheiten, und deren hauptsächlichste ist die verdeckte Sklaverei, in der ihre Besitzlosen schmachten, und deren Haß gegen die Besitzenden. Den Schein zu zerstören, womit Redensarten und juristische Formeln die Wirklichkeit verhüllen, und die Dinge zu zeigen, wie sie sind, war der Zweck dieser Aufsätze. Mit der Aufhebung der persönlichen Unfreiheit und der Verleihung der Staatsbürgerwürde an alle erwachsenen männlichen Wesen sind den Staaten zwei ungeheure, vor dem neunzehnten Jahrhundert noch niemals in der Weltgeschichte dagewesene Aufgaben gestellt, für deren wirkliche Lösung aber noch kein Staatsmann einen Finger gerührt hat. Da nun aber der Widerspruch zwischen dem, was ist, und dem, was nach dem Buchstaben des Gesetzes sein soll, täglich unerträglicher wird, so werden sich die Staatsmänner der Lösung des Widerspruchs, der Entscheidung nach der einen oder der andern Seite hin nicht mehr lange entziehen können; sie werden endlich einmal erklären müssen, ob die Aufhebung der Standesunterschiede und insbesondre der Sklaverei nur eine thörichte Verirrung gewesen ist, ob die Leibeigenschaft und der Sklavenmarkt mit oder ohne castata (Schaugerüst) wieder hergestellt werden, oder was sonst geschehen soll.



## Nationale Dichtung

Von Adolf Bartels

(Fortsetzung)



or einiger Zeit kamen mir Ausführungen zu Gesicht, in denen nicht ohne scheinbare Berechtigung die Weimarische Poesie unsrer Dichterheroen gewissermaßen als rein künstliches Produkt, dem eigentlichen deutschen Wesen nicht entsprechend hingestellt wurde. „Ich glaube, hieß es da, daß die poetische Theorie der Weimarischen Dioskuren eine verkehrte war und nur durch so ausgezeichnete dichterische Kräfte wie sie aufrechterhalten werden konnte; mit einem Weiterbauen

auf dem Wege der Bürger, Boß, Claudius, Göttingk hätten wir vielleicht eine nationalere Litteratur erhalten. Außer dem erstgenannten großen Unglücklichen trugen diese Poeten zweifellos sämtlich etwas Biedermeierhaftes an sich, aber dieses lag auch in unserer damaligen Kultur gegeben und entsprach deshalb dem wirklichen Leben der Nation: hätte man diese Dichtung ihr Niveau langsam erhöhen lassen, wir hätten vielleicht eine lebendige Nationallitteratur bekommen. So bekamen wir in dem »Musendörfchen« Weimar eine wundervolle Poesie, wie aus dem Nichts hervorgezaubert, auf der Höhe des Ariost am Hofe von Ferrara und des Cervantes in der Stadt eines weltbeherrschenden Don Philipp. Aber sie war zu hoch für die Nation, und wie keine Frucht die Wurzel ihres Baumes verleugnen kann, so war dieses poetisch unübertroffene Neuhellenentum doch eben von herzoglich sachsen-weimarischen Hofräten ausgegangen, die und da schmeckte es doch unmerklich nach der Kleinstadt; entsprechend endete eine dramatische Laufbahn des höchsten dichterischen Ranges teils mit opernhaften Anklängen, teils mit solchen an jenen Franzosen Racine, von dem uns Lessing befreit zu haben glaubte. Wer aber den Boden unter den Füßen verliert, mit dem »spielen die Wolken und Winde.« Sene Großen vermochten den Boden zu behaupten, aber ihre Nachfolger waren dafür zu klein; entsprechend sind später Neuhellenentum und Romantik bei den Massen völlig wirkungslos geblieben und war (!) das Ende die Heinesche »Götterdämmerung,« die Auflösung jedes Stils in geniale Ironie. Seitdem haben wir wieder zwei Litteraturen, je eine für die Kenner und eine für das Volk bezw. (!) für den Markt des Vulgarismus, der Lusternheit und des Skandals, und beide Litteraturen oder doch ihre Träger vernichten einander, beide von ihrem Standpunkt aus gewissermaßen mit Recht. Eine Trennung, die hätte vermieden werden können, hätte vor jetzt hundert Jahren der darin die Führung übernehmende Schiller sein nationales »Klima« weniger »eifrig« gefunden und demgemäß etwas weniger künstliche Erwärmung gesucht.“

Es ist nicht nötig, diese Ausführungen eingehend zu widerlegen, es genügt, darauf hinzuweisen, daß das langsame Erhöhen des Niveaus einer Dichtung, die etwas Biedermeierhaftes an sich trägt, wohl nicht gut möglich ist, weil mit dem Biedermeierhaften stets das Wesentliche einer solchen Poesie zu eng verknüpft sein wird, als daß jenes ausgeschieden werden könnte. Nur eine einzige Erhöhung des Niveaus über Bürger und heinesgleichen war möglich, und die brachten eben Goethe und Schiller, die ihre Dichtung keineswegs aus dem Nichts hervorzauberten, sondern die aus der großen Sturm- und Drangbewegung natürlich erwachsen, dann die Erbschaft Lessings antraten und als Dichter und Menschen jene „Katharsis“ in sich durchmachten, mit der sie sich als Dramatiker so viel beschäftigten. Daß ihre Dichtung zu hoch für die Nation als Ganzes war, ist ja, wie Kogebues Erfolge beweisen, unbezweifelbar, aber den Besten ihrer Zeit, nennen wir nur W. v. Humboldt, sind Goethe und

Schiller doch kaum zu hoch gewesen, und das genügte. Den kleinstädtischen Weimariſchen Urfprung ihrer Werke mag man hin und wieder, namentlich bei einigen der unbedeutenden Stücke Goethes, nachweiſen können, aber Enge des geiſtigen Horizonts iſt man ſchwerlich berechtigt ihnen vorzuwerfen, ebenſo wenig Wurzelloſigkeit — man hat bei einer Dichtung großen Stils die Wurzel doch in der menſchlichen Natur zu ſuchen, nicht aber in dem meiſt zufälligen örtlichen Untergrunde, der den ſogenannten „Erdgeruch“ verleiht. Den vermißt man übrigens weder im „Wilhelm Meiſter“ noch in den „Wahlverwandtſchaften.“ Unrichtig iſt es, wenn behauptet wird, die Nachfolger Goethes und Schillers hätten den von dieſen errungenen Boden nicht behaupten können; das gilt höchſtens von den unmittelbaren Nachahmern, den unſelbſtändigen Geiſtern. Tief aber, Uhland, Rückert, Grillparzer, Platen, Immermann, Mörike und ſelbſt Geibel haben ihn allerdings behauptet, ja ſogar Hebbel und die ihm verwandten Naturen, die neue Wege einſchlugen, haben keinen Fuß breit des errungenen Bodens aufgegeben; erſt in allerneueſter Zeit glaubte man von vorn anfangen zu müſſen und zu können. Etwas wie einen nationalen Stil wird man alſo wohl bei unſern Dichtern, trotz des den Germanen eigentümlichen unbeſchränkten Individualismus, auch noch entdecken. Daß Schiller zu opernhafte Anklängen und zu Racine zurückgelange (man ſollte das klaſſiſche Drama der Franzoſen jedoch nicht allzuſehr unterſchätzen), lag einfach daran, daß ſeine dichterische Begabung eben nicht höchſten Ranges war, was er ſelbſt auch ſehr gut wußte.\*) Es iſt eine, wenn auch verzeihliche Täuſchung, anzunehmen, daß wir zwei Litteraturen hätten, eine für die Kenner und eine für die Maſſen; noch immer wirken Goethe, Schiller und, außer den mit ihnen genannten, noch manche andre Dichter mehr oder minder auf die Maſſen ein, und ich hege die feſte Überzeugung, daß auch in Zukunft Dichter hervortreten werden, die man ihnen wird anreihen dürfen, mögen ſie ſich nun Realisten, Naturaliſten oder ſonſt wie nennen. Die aber, die für den „Markt des Vulgarismus“ arbeiten, gehören nicht zur Litteratur.

Leider iſt nun aber die ſoeben zurückgewieſene Anſchauung die zahlreicher national fühlenden Deutſchen in unſern Tagen; man läßt von Goethe nur noch „Götz,“ „Werther,“ „Faust,“ von Schiller „Kabale und Liebe“ und etwa noch „Wallenſtein“ und „Tell“ gelten, im übrigen erklärt man die klaſſiſche Dichtung für tot, ja, was ſchlimmer iſt, man ſtreitet ihr ihre geſchichtliche Bedeutung ab, verdammt den Neuhellenismus ohne weiteres, genau ſo, wie man die Römerzüge der alten Kaiſer verdammt. Auch die Kunſtgeſchichte thut dies neuerdings, die ganze Richtung Winkelmann-Carſtens bis auf Cornelius

\*) Vergl. in dem Schiller-Nörnerſchen Briefwechſel: „Ich habe mir eigentlich ein eignes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewiſſe Excellence giebt, eben, weil es mein eigen iſt. Will ich in das natürliche Drama einſenken, ſo füh! ich die Superiorität, die er (Goethe) und viele andre Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, ſehr lebhaft.“

und Genelli wird als verderblich hingestellt. Es ist aber doch ganz zweifellos, daß der Neuhellenismus in Deutschland dem Kerne deutschen Wesens entsprang, sich aus der germanischen Sehnsucht nach hellenischer Schönheit, nach Formenreinheit und Formenstrenge, vor allem aber auch nach edelm Menschentum, wie es weder Klopstock, noch Wieland, noch Bürger in ihren Werken verkörpert hatten, erklärt. Ist es uns Deutschen nicht ohne weiteres gegeben, für die reiche Welt unsers Innern die reinste künstlerische Form zu finden, die Sehnsucht nach Schönheit lebt ohne Zweifel in uns, und wo hätten wir sie suchen sollen, als bei den Griechen, die wir nun ganz verstehen lernten? So erstand eine neue Renaissance, die innigste Verbindung des Antiken und des Modernen, wenigstens auf poetischem Gebiet. Daß damit ein vornehmes Weltbürgertum und strenger Individualismus verbunden war, versteht sich von selbst. Und da kommt man nun und legt nachträglich konstruierte nationale Maßstäbe an unsre größten Geister, weil sie, zwar mit einem aus der Fremde geholten Ideal, aber doch keineswegs mit Aufgebung ihrer deutschen Eigenart, Meisterwerke schufen, die antike Form mit germanischem Gemüt erfüllten, weil sie frei und stolz in einem Reiche des Geistes lebten, das keine nationalen Schranken kannte! Auch mir stehen „Werther“ und „Faust“ höher als „Sphigenie“ und „Tasso,“ ich halte die „Braut von Messina“ für durchaus verfehlt und kann die „Jungfrau von Orleans“ wegen ihres Mangels an Naivität nicht mehr lesen, es ist eine Art von Konvention in den spätern Werken unsrer Klassiker. Aber für das, was verloren ging, ist andres gewonnen, dem deutschen Volke ist eine neue Welt erobert, die auch der nordische Mythos Wagners nicht wieder wird verschütten können, wir sind reicher, schönheitsfreudiger, ja gebildeter (das Wort hier als Gegensatz zu Barbar) geworden. Man versuche nur einmal, sich den Einfluß der reifen Werke Goethes und Schillers aus unserm nationalen Leben wegzudenken! Auf die unmittelbare Beschäftigung mit der Welt des Altertums kann man vielleicht jetzt verzichten, sehr viele Deutsche müssen es ja, aber man nehme noch unsre vorzugsweise so genannte klassische Litteratur weg, lasse die Jugend statt mit ihr mit der mittelhochdeutschen Dichtung und Richard Wagner aufwachsen, und man wird bald ein bedeutendes Kulturdefizit, ja eine Einbuße an echt Nationalem bemerken, Teutonens-, Stockrussen- und amerikanisches Knownothingtum werden drei zum Verwechseln ähnliche Dinge sein. Gewiß ist in jedem Volke ein nationaler Kern vorhanden, den die verändernde Kulturerziehung nicht wegschaffen kann und darf; aber man glaube nur nicht, daß dieser Kern etwas unveränderliches und also gewissermaßen totes sei, ein Edelstein etwa, der zwar prächtig strahle, aber nicht wachsen und treiben könne; nein, er ist wie das Samenkorn, das man immer und immer wieder in die Erde legen muß, wenn man Pflanzen, Blätter, Blüten, Früchte haben will. Jedes Volk soll aus sich etwas zu machen streben, sich bilden und entwickeln; es ist nicht genug, daß es sich in seiner Haut, in seinem Lande wohl fühle, es soll auch

für die Menschheit etwas bedeuten. Dann muß es aber auch das Leben der Menschheit mitleben, die allgemeinen Kulturaufgaben auf sich nehmen. Dabei ist die Bethätigung seiner Eigenart sogar durchaus nötig; diese aber um ihrer selbst willen zu konserviren, führt zu nichts. Oder will man etwa die Albanesen, die ihre Eigenart seit Olym's Zeiten bewahren, als Idealvölk aufstellen?

Mit seiner klassischen Dichtung übernimmt das deutsche Volk dann die Führung in den europäischen Litteraturen, und die Romantik hält sie noch fest, bis Byron's Einfluß zu überwiegen beginnt. Goethe, in allen Kulturländern als unbestrittner Meister der modernen Dichtung anerkannt, findet den Begriff Weltlitteratur, und die nun beginnende Periode des Nationalismus ist nicht imstande, den immer enger werdenden litterarischen Verkehr der Völker wieder auszurotten. Die Romantik (und mit ihr der Nationalismus selbst) ist international, der Welt Schmerz ist es, der Liberalismus ist es, trotz seiner französischen Etikette, der ästhetische Eklektizismus ist es, die Decadence ist es, der Naturalismus ist es. Mannichfach laufen die verschiedenen gegenseitigen Einflüsse der Völker durch einander, bald kann man nicht mehr sagen, daß eines die Führung habe. Mag immerhin die Nationalität noch ihre gewaltigen Grund- und Grenzlinien ziehen, einen nationalen Kern, der an sich etwas mehr wäre als jenes undefinirbare je ne sais quoi, erkennt man immer schwerer. Dagegen entwickeln sich die Individualitäten immer mannichfaltiger und nicht weniger selbständig, aber freilich auch bis in die äußersten Verbildungen. Es beginnt die fast unmittelbare Wirkung der Dichter auch auf andre Nationen als ihre eignen: schon Byron ist europäischer Dichter; E. T. A. Hoffmann wird als Callot-Hoffmann in Frankreich ein beliebter Schriftsteller, Heine entzückt alle Romanen; Scott und Dickens sind in Deutschland fast so volkstümlich wie in England; selbst untergeordnete Werke wie die Romane Eugen Sues und des ältern Dumas werden in ganz Europa verschlungen. Und gar erst die Gegenwart! Ibsen ist in Deutschland sicherlich mehr gelesen worden, als jemals irgend ein deutscher Dramatiker bei seinen Lebzeiten, er wird aber auch in England und Frankreich aufgeführt; die Tollheiten Strindbergs, Dostojewskys doch scheinbar spezifisch slawische Seelenanalysen finden in ganz Europa Verehrer. Und neuerdings wird Gerhart Hauptmann wieder nach Paris ausgeführt. Kann man diese Erscheinungen alle einfach mit dem Scheltwort „Ausländerei“ abthun? Nicht aber bloß die Empfänglichkeit aller Kulturvölker scheint unbegrenzt geworden zu sein, auch die gestaltende Kraft der Dichter verschiedener Völker scheint immer verwandter zu werden. Man hat den Franzosen stets den den Deutschen und Engländern eigentümlichen Humor abgespröchen — da kommt Claude Tillier und schreibt seinen „Onkel Benjamin“; andrerseits ist Freiligrath — ein Westfale! — weiter nichts als ein Viktor Hugo in kleinern Maßstabe, keineswegs ein bloßer Nachahmer des Franzosen.

Reuter und Dickens sind sicherlich sehr nahe verwandte Erscheinungen, vielleicht auch Beyle-Stendhal und Thackeray, und sicher, nicht die Außerlichkeiten machen es, sondern geradezu der „Seelenbau,“ in dem, wie man annimmt, das spezifisch Nationale zur Erscheinung kommt. Da giebt man nun der bösen Kultur die Schuld und predigt die Rückkehr zum Nationalen, das mit der Natur gleichgesetzt wird. Aber mag man immer in der Theorie die Kultur, das zeitliche, moderne Element und das nationale auseinanderhalten, in der Praxis ist es unmöglich, die Anschauungen, Ideen, Probleme, selbst die formalen Prinzipien der Kunst sind in Wahrheit univiersell geworden, und der Dichter kann seiner Aufgabe, ein Spiegelbild seines Zeitalters und — seines Volks zu geben, nur dann gerecht werden, wenn er den Zeitgehalt vollständig in sich aufzunehmen und kräftig zu durchdringen sucht, unbekümmert zunächst darum, wie weit seinem Stoff eine nationale Prägung zu verleihen sei. Ich behaupte auch, daß der Dichter zu einer Tätigkeit wie dieser schon veranlagt ist, daß alles Versenken in das eigne Volkstum ihn, wenn er ein wirklicher Dichter ist, nicht abhalten wird, sich in den Strom moderner Ideen zu stürzen. Unmöglich dagegen ist es, was der Verfasser des obengenannten Aufsatzes „Volkstum und Persönlichkeit in der Kunst“ behauptet, daß sich ein wirklicher Dichter bis über die Ohren in chinesische, indische, hebräische, griechische, römische Litteratur vergraben und aus deren Geist und Form herausdichten könne. Ich kenne kein einziges Beispiel dafür, keinen wahren Dichter, der, wenn er auch gelegentlich aus fremden Litteraturen den Deutschen etwas zweignet, der Gesamtheit seines Schaffens nach „verausländert“ wäre; ebenso wenig aber kenne ich einen, der sich den seine Zeit bewegenden Ideen, mochten sie kommen, woher sie wollten, völlig entzogen hätte. Obwohl die jüngste Entwicklung der Litteraturen allen Kulturvölkern mehr als jemals früher den Beweis für den gemeinschaftlichen Grundbau des Menschengeschlechts geliefert, die Macht der Kultur dargethan hat, fällt es mir doch nicht ein, das Vorhandensein des Nationalen in der Dichtung und seinen Wert, seine Notwendigkeit zu leugnen. Auch das Deutschtum ist da, aber es ist nicht „bewußt“ da, es ist auch nicht in so einfacher Form da, daß man es sofort herauszuschmelzen könnte. Hat unsre geschichtliche Übersicht gezeigt, daß die Einflüsse von außen erstens mit Notwendigkeit eintraten und zweitens nicht ohne weiteres schädigend wirkten, sondern sogar meist förderten, daß das Unerfreuliche in der deutschen Dichtung oft genug auch heimischen Ursprungs war, so gilt es nun noch auf psychologischem Wege, durch Charakterisirung der Art und Weise, wie der einzelne Dichter wird und schafft, zu entwickeln, daß eine bewußt-nationale Poesie nicht gut möglich, daß alle unmittelbare Beeinflussung des Dichters im nationalen Sinne unwirksam ist. Nur in das Individuum verlegt, kann die Frage, inwieweit überhaupt der Dichter national sei, gründlich gelöst werden.

Man hat seit längerer Zeit angefangen, den Selbstbekenntnissen der Dichter über ihr Werden und Schaffen größere Aufmerksamkeit zu schenken, und in der That ist da ein Weg, der dichterischen Eigentümlichkeit, dem Vorgange des künstlerischen Schaffens näherzukommen und so das Wesen der Poesie, worüber man sich bisher meist nur in wenigfügenden Allgemeinheiten erging, genauer zu bestimmen. Noch einen zweiten Weg giebt es zu diesem Ziele, indem man nämlich an der Hand der Werke der Dichter die Entstehung der poetischen Gattungen, z. B. des Dramas, verfolgt. Die beiden Wege, die man als den individuellen und den generellen bezeichnen könnte, ergänzen sich natürlich. Hier haben wir es mit dem ersten zu thun. Woher der Dichter seine poetische Begabung hat, weiß er nun freilich nicht bestimmt zu sagen, und wir andern wissen es auch nicht; denn mit den schönen Begriffen „Vererbung“ und „Milieu“ ist auf rein individuellem Gebiet wenig genug anzufangen, man kann nicht einmal einen Buckel oder die Farbe der Augen mit einiger Sicherheit erklären, geschweige denn etwas so komplizirtes wie das Genie oder Talent. Der Verfasser des öfter genannten Aufsatzes über „Volkstum und Persönlichkeit“ sagt zwar: „Wenn der Künstler wie jeder Mensch abhängig ist von seinem Milieu — der neuzeitliche Radikalismus sagt sogar: ein Produkt seines Milieu —, so ist er zum größten Teil abhängig von seinem nationalen Milieu,“ und weiter: „Gleicher Körper- und Seelenbau drängt uns mit unsern Volksgenossen zusammen. Und [auch] unsre Lebensstellung: der volle Mann kann nicht sein Genüge finden in persönlichen und Familieninteressen, der volle Mann fühlt sich zum größern Teile nicht als Individuum, Tier, homo sapiens, sondern als ζῷον πολιτικόν,“ und er meint damit wahrscheinlich etwas über die Natur des Künstlers, des Dichters ausgesagt zu haben. Aber man wird sich schwerlich verhehlen, daß in diesen jedenfalls sehr lobenswerten Anschauungen weiter nichts verborgen ist, als die alte Wahrheit, daß der Dichter „auch ein Mensch ist, sozusagen.“ Ich trage keineswegs Verlangen, das Genie oder Talent aus der Masse seiner Volksgenossen herauszuheben und ihm die berühmte göttergleiche Ausnahmestellung einzuräumen, aber ich meine doch, daß man das spezifisch künstlerische bei der Betrachtung von des Dichters Art in den Vordergrund zu rücken hat, daß also die Schwierigkeit eigentlich erst da beginnt, wo sie für den Verfasser der obigen Sätze aufhört. Gewiß ist der Künstler abhängig von dem nationalen Milieu, aber das nationale Milieu verleiht ihm doch nicht die Eigenschaften, die ihn zum Künstler machen; diese Eigenschaften, namentlich die künstlerische Anschauung und die Darstellungskraft, bilden das, was den Künstler von den künstlerisch nicht begabten Volksgenossen unterscheidet, und machen den oben behaupteten gleichen Seelenbau einigermaßen hinfällig. Es ist nur natürlich, daß der Künstler, sobald er sich über sich selbst klar zu werden beginnt, sich nicht vor allem als Volksgenosse, sondern als Einzelwesen fühlt,

nicht auf das Gemeinsame, sondern auf das Unterscheidende den Nachdruck legt. Alle Kunst ist ja doch individuell; Volkspoesie in dem alten Sinne, wonach ein ganzes Volk eine Ilias oder ein Nibelungenlied schafft, hat es nie gegeben, kann es nicht geben; selbst das einfachste Volkslied hat seinen Verfasser, wenn es auch einmal eine Zeit gegeben hat, wo das ganze Volk für diesen den poetischen Stoff zusammentrug. Das ist aber längst vorbei, heute verdankt der Dichter als solcher seinem Volke unmittelbar gar nichts mehr; die poetische Anschauung, die einst alle sogenannten Naturvölker erfüllte, ihrer Phantasie den Schwung, ihrer Sprache den Bilderreichtum und die Unmittelbarkeit gab, ist längst tot, und eine poetische Atmosphäre, in der der Dichter wachsen und reifen könnte, ist nirgends mehr vorhanden, er hat sie sich selber zu schaffen und bringt die Fähigkeit dazu allerdings mit, aber doch als individuelles, nicht als nationales Erbe. Den Zusammenhang mit seinem Volke wird der Dichter wohl spüren, aber es wird ihm gar nicht einfallen, die Gabe der Poesie als ein Geschenk des Volkes zu betrachten, ganz abgesehen davon, daß sie in unsern Zeiten vielfach ein unheilbringendes Geschenk ist.

Und nun die Erziehung des Dichters! Es ist gewiß nicht gleichgültig, wie sich der Dichter erzieht, aber ebenso wie uns andern Menschenkinder die Bildungselemente meist von außen zugeführt werden, ja oft zufällig zufließen, ohne daß wir selbst bestimmen könnten, was wir haben möchten und was uns am heilsamsten ist, ebenso hat auch der Dichter in seiner Entwicklungszeit nicht immer die volle Selbstbestimmung, ja er hat sie vielleicht in noch geringerem Grade als wir, da seine besondere Begabung seine Ausbildung weit mehr lenkt, als es unsre sich oft in den verschiedensten Richtungen erstreckenden Talente und Talentchen thun. Das tief sinnige Wort der Alten: „Die Tiere werden durch ihre Organe unterrichtet“ könnte man, wie ich glaube, wenn nicht auf den Menschen, so doch auf den Künstler, der dem bekannten „innern Drange“ folgt, mit einiger Berechtigung anwenden. Dann kommt freilich auch beim Künstler die Zeit, wo er sich selbst kennen lernt, und nun müßte die bewußt nationale Selbsterziehung einsetzen. Aber leider wird jetzt schon die Kunst als allgemeines Ideal in die Seele des jungen Mannes eingezogen sein, und ich fürchte daher, daß er sich seine Leitsterne nicht nach nationalen Gesichtspunkten, sondern nach der Art und Richtung seines Talents wählen wird. Dem deutschen Maler werden da unter Umständen die Romanen Rafael und Michelangelo oder die Venetianer näher stehen als die stammverwandten Niederländer; den jungen Dichter wird vielleicht gerade die Schönheit der neuhellenischen Sphigie entzücken, oder er wird bewundernd zu Dante aufschauen oder von Molières Lustspiel lernen wollen. Gewiß kann er auch auf deutsche Vorbilder, auf die angeblich reinsten Vertreter des deutschen Volkstums verfallen, wie ich denn z. B. gern zugebe, daß Uhland und Scheffel unsrer mittelalterlichen Dichtung Großes verdanken; aber ich begreife auch sehr wohl, wie

man in Ibsen oder Dostojewsky die bewunderungswürdigsten Meister zu sehen glauben kann. Wie aber seine künstlerischen Ideale, kann der Dichter auch seine menschlichen Vorbilder überall suchen, ohne sich irgendwelche Schranken aufzuerlegen. Sich zu einem guten Deutschen in abstracto zu bilden, also nach deutscher Geistesfreiheit, deutschem Mut und deutscher Tapferkeit, deutscher Liebe zu streben, geht doch nicht gut an; es giebt, da der gleiche Grundbau des Menschengeschlechts denn doch nicht gut zu leugnen ist, keine spezifisch deutschen Tugenden, vielleicht nicht einmal das berühmte deutsche Gemüt, nur einen deutschen Nationalcharakter, dessen Zusammensetzung aber doch nicht auf eine chemische Formel zu bringen ist. Der junge Künstler wird sich also im allgemeinen bemühen, etwas tüchtiges zu werden, eine Persönlichkeit, und etwas tüchtiges zu lernen, die Technik seiner Kunst. Und jede tüchtige Begabung erreicht das; denn wie Anschauungs- und Darstellungsvermögen, Kraft und Erkenntnis bei dem normalen Künstler einander entsprechen, so auch wieder der künstlerischen Durchbildung der sittliche Wille. Das ist ein Satz, den man fast in jedem Dichterleben nachweisen kann. Ist dann der Künstler, der Dichter, endlich sich bethätigend, aber auch durch schwere Lebensschicksale, zum Teil eigener Schuld, oft aber auch der seiner Volksgenossen entspringend, selbständig geworden, ein homo sui generis, so ist er damit auf alle Fälle eine Zierde seines Volkes, gleichviel, welchen Entwicklungsgang er zurückgelegt, welchen Einfluß das eigene Volkstum auf diesen geübt hat. Ob man dann den Begriff *ζῶον πολιτικόν* auf ihn anwenden kann, weiß ich nicht, in der ursprünglichen Bedeutung wohl nicht immer; aber das ist sicher, daß die Nation dann alle Ursache hat, ihn hochzuschätzen, wie andererseits auch jeder bedeutende Dichter weiß, daß er nur innerhalb seines Volkes gedeihen kann, daß er auf sein Volk zunächst angewiesen ist und ihm zunächst zu leben hat. Als ziel- und zweckloses Triebtier lebt kein Dichter dahin, so gut er auch weiß, daß die Gabe, die er hat, und ihre Thätigkeit niemals in den vollen Bereich des menschlichen Bewußtseins fällt; der wahre Dichter „macht“ auch nicht in Welterschmerzen und züchtet nicht jede Laune und Verstimmung, die ihn in seinem „Müßiggange“ überfällt, als neue Poesie. Aber er giebt dem Schmerz sein Recht und hält es für seine Pflicht, sein Inneres zu offenbaren, selbst mit dem, was die Stunde bringt; denn es ist ihm wohlbekannt, daß keine Stunde so wiederkehrt. Und der Müßiggang des Dichters? Ich glaube nicht, daß je ein Dichter, ein Künstler müßig gewesen ist, das schließt schon seine Natur aus, die auf fortwährendes Empfangen eingerichtet erscheint. Aber die meisten bedeutenden Dichter waren geradezu große Arbeiter, die keinen Tag verstreichen ließen, ohne ihre Anschauung selbstthätig zu bereichern, die nach und nach ein mächtiges Wissen bei sich aufspeicherten, die vor allem dem, was die Zeit bewegte, die größte Aufmerksamkeit entgegenbrachten, nicht um die so erworbenen Schätze, wie man wohl meint, dann ohne weiteres für ihre Poesie zu verwerten — das ist un-

möglich —, sondern um sie in sich oft unter schweren innern Kämpfen, in Fleisch und Blut zu verwandeln, damit sie später vielleicht durch das Medium der Kunst der Welt als völlig neues Gut zurückerstattet werden könnten. Ein großer Dichter muß eine große Individualität sein, zu der gehört aber sittliches Wollen, zu der gehört auch eine große und fruchtbare Intelligenz. Beide aber treten beim Dichter nur im Dienste der spezifisch künstlerischen Begabung, beim Schaffen in eine die Welt berührende Tätigkeit; sie getrennt zu betrachten, dem Dichter den Menschen gegenüberzustellen, ist fast unmöglich und hat jedenfalls keinen Zweck.

Das führt mich weiter auf den künstlerischen Schöpfungsprozeß. Wenn irgendwo, so ist hier die Einwirkung des bewußt Nationalen ausgeschlossen. Weder bei der Wahl noch bei der Durchdringung des Stoffes noch endlich bei der Ausführung ist je, das behaupte ich mit größter Bestimmtheit, ein nationaler Gesichtspunkt in Frage gekommen, bei einem wirklichen Dichter wohlverstanden, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil weder die Stoffwahl noch die Ausführung bewußte Tätigkeit des Dichters sind. Das wird wahrscheinlich sehr viel Widerspruch erregen; spricht doch Freytag in seiner „Technik des Dramas“ auch über die Stoffwahl (und natürlich mit Recht), will doch Gottschall in seiner Poetik, daß man sich stofflich auf die Jahrhunderte seit der Reformation beschränke, wissen wir doch aus zahlreichen Briefen von Dichtern, den Briefen Theodor Körners z. B., daß sie sehr eifrig auf der Stoffjagd waren und gelegentlich die ganze Weltgeschichte durchstöberten. Ich gebe auch zu: kleine Talente suchen nach Stoffen, wenn es nicht anders geht, auch im Konversationslexikon, oder künsteln sie sich nach einer sogenannten Idee zusammen. Dem großen Talent aber, dem Genie kommen die Stoffe ohne sein Zuthun, und mit den Stoffen meist zugleich der Umriß der Charaktere, die künstlerische und die sittliche Idee, selbst die eine oder die andre Situation. Ich könnte das durch zahlreiche sehr belehrende Beispiele belegen; ich begnüge mich aber auf die bekannte Stelle in Goethes „Wahrheit und Dichtung“ über die Entstehung des „Werther“ hinzuweisen, aus der überzeugend hervorgeht, daß der Dichter erst durch den Tod Jerusalems den eigentlichen Stoff seines Werkes, und zwar völlig unvermutet, blickartig erhalten hat. Viele Elemente des Romans, die Selbstmordstimmung, die Naturschwärmerei und dergleichen, waren freilich vorher vorhanden, es ist also immerhin nötig, daß der Dichter in einer bestimmten geistigen Atmosphäre lebe, wenn ihm seine Stoffe, so wie es Goethe mit dem „Werther“ geschah, aufgehen sollen. Aber diese Atmosphäre schafft die Zeit, aus dem Volkstum geboren wird sie nicht oder doch nur selten, wenn nämlich einmal eine gewaltige Aufrüttelung des ganzen Volkstums durch irgend ein großes Ereignis, einen Freiheitskampf z. B., erfolgt. Es ist aber thöricht, in den Begriffen „Zeitgeist“ und „Volkstum“ oder gar „volkstümlich“ und „modern“ Gegensätze zu erkennen, wie es der Verfasser von „Volkstum und Persönlichkeit“ thut.

„Der Boden unsrer jetzigen Kunst und zum großen Teil noch unsers gesamten geistigen Schaffens, schreibt er, ist ein begrifflicher, ist die Stimmung der augenblicklichen Zeit und ihrer Forschungen, ist die moderne Kultur. Die moderne Kultur hatte gestern ein ganz andres Aussehen, alles Geschichtliche ist daher dem Modernen unbequem. Die moderne Kultur ist ein mehr oder minder gemeinsames Verkehrserzeugnis der modernen Völker; ebenso unverständlich wie das Historische ist daher dem Modernen das Nationale. Der Moderne im heute gebräuchlichen Sinne ist nicht ζῶον πολιτικόν in der Art, daß er zuvörderst mit seinem Volke lebt, er ist in erster Linie Gesellschaftsmensch schlechthin, der die modernen Moden, Probleme, Zeitstimmungen mitmacht.“ Es ist eine Art Scheinwahrheit in diesen Sätzen, die einen national fühlenden Mann bestechen könnte; aber glücklicherweise tritt ihre Oberflächlichkeit schon dadurch zu Tage, daß der Boden der modernen Kunst in einem Atem ein begrifflicher und eine Stimmung genannt wird, ein Zeichen von großer Gedankenschwäche, da es doch keinen größern Widerspruch geben kann. Ferner: weil die moderne Kultur gestern anders ausah (that sie das wirklich?), soll dem Modernen alles Geschichtliche unbequem sein! Ja, er kann doch ebenso gut durch den beobachteten schnellen Wechsel zum Studium der Geschichte getrieben werden, um das Bleibende herauszufinden, kann die Reliquien der Vergangenheit lieb gewinnen! Oder ist der Moderne immer ein oberflächlicher Mensch, ein dummer Kerl? Weil die moderne Kultur gemeinsames Verkehrserzeugnis der modernen Völker ist („Verkehrserzeugnis“ ist nicht übel, man denkt sofort an den Bädeler), soll dem Modernen das Verständnis des Nationalen fehlen! Aber wir Deutschen sind doch auch ein modernes Volk und Miterzeuger der modernen Kultur; fließen in diese denn nur die Erzeugnisse unsrer schlechten, nicht auch unsrer guten nationalen Eigenschaften ab? ist die moderne Kultur weiter nichts als das große Sammelbecken alles internationalen Unrats? Es mag sein, daß der Moderne „im heute gebräuchlichen Sinne“ Gesellschaftsmensch ist; aber was geht uns dieser Moderne an, der nur Moden mitmacht? Leben nicht ernste Menschen genug, denen die Probleme unsrer Zeit gewaltig ans Herz gehn, und sind nicht diese Probleme in wenig veränderter Form die urewigen, mit denen sich die Menschheit von Anbeginn gequält hat, soziale Fragen, Welt rätsel, deren Lösung die besten aller Völker vom Verfasser des Buches Job bis auf Goethe und Byron und weiter hinab beschäftigt hat? Ich wollte keinem Dichter raten, ihnen fern zu bleiben. „Der Dichter, wenn er anders als solcher nicht bloß in Kommerzbüchern und Vergißmeinnichtalmanachen prangen will, hat gar nichts Wichtigeres zu thun, als sich des ganzen Gehalts der Welt und der Zeit nach Kräften zu bemächtigen; denn dieser ist es ja, dem er eine neue Form ausdrücken soll,“ schreibt Hebbel einmal. Was besagt aber eigentlich der vielgeschmähte Begriff „modern“? Im Grunde nichts; modern ist ein Deckwort für Dinge, die man scharf und bestimmt noch nicht zu nennen weiß,

weil sie noch im Werden begriffen sind. Und das Wort „national“ oder „volkstümlich“ ist nicht viel mehr; denn man braucht es ja für jedes Volk, und die Quintessenz aus der Geschichte und dem Wesen eines Volks läßt sich nicht ohne weiteres ziehen, die scharfen Begriffe fehlen da ebenfalls. Es ist eine Thorheit, wenn sich eine Dichterschule „die Moderne“ nennt (mag man die Bezeichnung zugleich als Hohn für die Litteraturgeschichte aufgreifen), es ist aber ebenfalls eine Thorheit, wenn sich eine politisch-soziale Partei vorzugsweise die „nationale,“ die „deutsche“ nennt. So etwas gehört in die Klasse der politischen Kinderstube-streiche. Oder hätte man in England und Frankreich je „englische“ und „französische“ Parteien gehabt? Doch zur Hauptsache: Volkseigenart und Zeitatmosphäre sind als reale Mächte da, jene bis zu einem gewissen Grad bleibend, diese wechselnd, aber nichts weniger als Gegensätze, auch dem Werte nach nicht gegen einander abzumessen; denn, um ein Bild zu gebrauchen, das Nationale giebt gewissermaßen den Becher, die Zeitatmosphäre, die aber unendlich viel mehr als die zufällige Mode des Modernen ist, den Inhalt, oder vielleicht noch besser: die beiden Mächte treffen zusammen wie Reiber und Reibzeug bei der Elektrifiziermaschine und erzeugen das geistige Leben. Ist ein geistiges Leben ohne Reibung denkbar, und ist ein Beispiel bekannt, daß sie ein Volk auf die Dauer in sich selber hätte erzeugen können? Sicher, ein Volk, das keine nationale Eigentümlichkeit hätte, könnte als Nation nicht bestehen, aber eins, das am geistigen Leben der Zeit nicht teilnimmt, vegetirt nur, lebt aber nicht. Wenn uns unsre „Nationalisten“ zumuten, uns vom Leben der Zeit, soweit dessen nationaler Ursprung nicht nachzuweisen ist, abzuschließen, so verweisen sie uns gleichsam darauf, an den eignen Pfoten zu saugen, und dabei würde schwerlich viel Gescheites herauskommen. Noch hat jedes künstliche Abschließen eines Volks Verfaulung bedeutet. Nein, nehmen wir ruhig die Probleme, wo wir sie vorfinden! Sie werden auch die unsren sein, es gilt nur, sie aus dem Geiste unsers Volks heraus darzustellen und, soweit es möglich ist, zu lösen. Daß uns der innere Zusammenhang unsrer Geschichte und das deutsche Wesen je verloren gehen könne, wenn wir Menschen unsrer Zeit sind, ist nicht zu befürchten. Auch unsre Väter waren es, und daß sie es ganz waren, die Probleme ihrer Zeit, so das der Reformation, das ja auch international war, ernst nahmen, macht sie gerade groß und — deutsch. Verderblich sind nur die Halbheit und die Laxheit, die aber nirgends und niemals vom Auslande eingeführt zu werden brauchen. Ob der Germane vergangener Trachten und Sitten wesentlich derselbe Mensch wie heute war, wie behauptet wird, will ich nicht näher untersuchen, das aber weiß ich ganz sicher, daß wir durchaus keine Ursache haben, auf die vererbten Eigenschaften oder, wie man jetzt sagt, „Eigenarten“ ohne weiteres stolz zu sein. In Ehren halten sollen wir unsre Väter, aber Stolz geziemt sich nur auf eigne Thaten, und Thaten sind nur möglich im Wettkampf der Nationen, nicht in einem europäischen China des „modernen“ Nationalismus.

Auch der Dichter darf nur auf seine (künstlerischen) Thaten stolz sein. Nationale „Eigenart“ besaß unzweifelhaft auch Schmidt von Werneuchen. Deswegen aber verfielen er und die gesamte Dichtersippe seiner Zeit dem verdienten Spott der Weimarer Dioskuren, weil man die jene Zeit bewegenden Probleme nicht ernsthaft anpackte, nur an sich und sein „Rühmchen“ dachte, deutsche Virgile, Theokrite, Anakreons in Masse ernannte und dabei in einer hübschen, nüchternen echtdeutschen Philisterrückbildung verharrte, anstatt das den Geist der Zeit im höchsten Sinne verkörpernde edle Weltbürgertum der besten Deutschen jener Tage in sich aufzunehmen und ehrlich und ernstlich nach Kunstvollendung zu ringen. Der begabte Dichter, der es mit seiner Kunst ernst nimmt, kann ja gar nicht unnational sein, wenn er alle seine Kräfte wachruft, um seinen Stoff zu durchdringen. Was das für ein Stoff ist, ist an und für sich gleichgiltig; er wird aber immer der Zeitatmosphäre entspringen, selbst wenn er historisch ist. Oder meint man vielleicht, es sei bloße Willkür gewesen, daß die französischen Tragiker ihre Dramenstoffe so häufig dem römischen Altertum entnahmen? Auch die Hinneigung der Galloromanen zum Römertum erklärt die Wahl nicht hinreichend. Es war die Verwandtschaft der Zeitatmosphäre, die Ähnlichkeit des Zeitalters Ludwigs XIV. mit dem des Augustus. Der künstlerische Instinkt der Tragiker des siebzehnten Jahrhunderts fand heraus, daß nichts geeigneter sei, die neuen, dem herrschend gewordenen Absolutismus entsprechenden Ideale zu verkörpern, als die Darstellung der ersten römischen Kaiserzeit mit ihren Verschwörungen, Hofintrigen, Christenverfolgungen. Aber nun drangen die Dichter nicht etwa auf dem Wege der Reflexion, also bewußt in jene Zeit ein, sondern sie behandelten ihre Stoffe naiv, und aus den Römern wurden Franzosen mit ihrer Neigung zu „großen“ Gefühlen, zur Rhetorik, zur Galanterie. Es kann kaum eine nationalere Dichtung geben. Selbst das, was wie unmittelbar dem nationalen Bewußtsein entsprungen aussieht, ist oft doch aus der Zeitatmosphäre abzuleiten; so vertauschte z. B. Klopstock die griechische Mythologie mit der nordischen sicher nicht bloß aus Patriotismus, sondern — unbewußt — auch deshalb, weil die nordische dem Zeitgeschmack mehr entsprach, der, wie die Verehrung Ossians beweist, vor der nüchtern klaren Art der Franzosen ins Nebelhafte floh, und endlich war noch ein rein künstlerischer Grund vorhanden: zu dem unplastischen Charakter von Klopstocks Dichtung stimmte das Nordische besser. Und so muß man überall die Wahl des Stoffes, ja bis zu einem gewissen Grade die der Behandlung aus der Zeitatmosphäre erklären; nirgends ist Willkür dabei, das Wollen des einzelnen, insofern es persönliches Belieben ist, kommt nicht zur Geltung.

(Schluß folgt)

